

# Welche Bedeutung haben Ortsgemeinden für das geistliche Leben in diakonischen Diensten und Einrichtungen?

Vortrag des Präsidenten des Diakonischen Werks der EKD, Klaus-Dieter Kottnik, auf der Tagung der Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste (AMD) „Weitergabe des Glaubens in der Diakonie“

am 25. April 2007 auf Schwanenwerder (Berlin)

„Welche Bedeutung haben Ortsgemeinden für das geistliche Leben in diakonischen Diensten und Einrichtungen?“ – das Thema, das Sie mir gestellt haben, ist zur Zeit ausgesprochen en vogue ist.

## I. Impulspapier und Wittenberg

Spätestens seit dem Impulspapier, das der Rat der EKD im letzten Jahr herausgegeben hat, ist es in aller Munde. In diesem Impulspapier mit dem Titel „Kirche der Freiheit“ und dem Untertitel „Perspektive für die Kirche im 21. Jahrhundert“, geht es um einen umfassenden Entwurf darüber, wie Kirche im Jahr 2030 aussehen könnte. Ausgehend vom neutestamentlichen Bild der Gemeinde als „Licht der Welt“ (Mt. 5,14) werden 12 zentrale Handlungsfelder identifiziert, als Leuchtfeuer mit ihren besonderen Herausforderungen beschrieben. Wir als Diakonie sind unter *Leuchtfeuer 8* abgehandelt. Alle Handlungsfelder müssen sich 4 Prüfkriterien unterziehen:

1. Geistliche Profilierung statt undeutlicher Aktivität
2. Schwerpunktsetzung statt Vollständigkeit
3. Beweglichkeit in den Formen statt Klammern an Strukturen
4. Außenorientierung statt Selbstgenügsamkeit<sup>1</sup>

Mit „geistlicher Profilierung“ und „Außenorientierung“ sind zwei wesentliche strategische Entscheidungen gefällt, mit „Schwerpunktsetzung“ und „Beweglichkeit“ zwei wichtige strukturelle Vorgaben gemacht worden. Für die Diakonie präzisiert sich das Ganze unter dem bereits genannten *Leuchtfeuer 8* folgendermaßen: „Im Jahre 2030 ist die Diakonie ein zentrales Handlungsfeld der sich auf ihre Stärken konzentrierenden evangelischen Kirche.“<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> Kirchenamt der EKD, Kirche der Freiheit, Perspektiven für die Kirche im 21. Jahrhundert. Ein Impulspapier des Rates der EKD, Hannover 2006, 45.

<sup>2</sup> Kirchenamt der EKD, a.a.O., 81.

Die Kirche der Zukunft soll also diakonischer sein. Und umgekehrt formulierte man: „Jede diakonische Aktivität hat ein deutlich wahrnehmbares evangelisches Profil und steht in einer guten Relation zu einem Handlungsfeld kirchlicher Arbeit.“<sup>3</sup> Die Diakonie der Zukunft soll also evangelischer, ja, kirchlicher werden. Und ganz konkret: „Alle diakonischen Einrichtungen und Dienste stehen im Jahr 2030 in einer definierten Kooperations- bzw. Partnerschaftsbeziehung zu den Kirchengemeinden bzw. Kirchenbezirken ihrer Region.“<sup>4</sup>

Nun brauchen diejenigen, die in irgendeiner Weise etwas mit Diakonie zu tun haben, nicht viel Phantasie, um sich die Reaktionen vorzustellen. Das ging bis zu der Vermutung, dass sich die in die Jahre gekommene und schwächelnde Mutter Kirche die Kräfte der jungen Tochter Diakonie einverleiben wolle. Alle Vorwürfe gegen die Unternehmensdiakonie – „die innere Million“ – auf der einen Seite, gegen unfähige, weil realitätsferne und mit unrelevanten Fragestellungen beschäftigte Pfarrer auf der anderen Seite kamen wieder einmal auf den Tisch. Lediglich Variationen über ein Thema dieser „never ending story“.

Im Januar dieses Jahres (25. – 27.01.2007) folgte der Zukunftskongress der EKD in Wittenberg mit gut 300 Teilnehmerinnen und Teilnehmern. Ein sehr viel differenzierteres Bild wurde entwickelt. Im Forum 8 wurde über die im „Leuchtfeuer Diakonie“ beschriebenen Perspektiven gearbeitet. In Bezug auf die Beziehung von Kirche und Diakonie sprach man in Wittenberg sogar von einem besonderen Kairos, also einem Zeitpunkt, in dem besondere Chancen liegen. In Anlehnung an den Begriff „gender mainstreaming“ erfand man den Begriff „Diakonia Mainstreaming“ und meinte damit, dass jedes kirchliche Handlungsfeld eine diakonische Dimension hat. Genauso wie es in der Philosophie des „gender mainstreaming“ keine geschlechtsunabhängigen Bereiche menschlichen Lebens gibt (weil immer Frauen und Männer beteiligt sind), so gibt es keine diakoniefreien Zonen im kirchlichen Leben.<sup>5</sup> Als praktische Handlungskonsequenz wurde gefordert, dass die Vernetzung von Diakonie und Gemeinde vorrangig betrieben werden soll und genau dazu wurden Modellprojekte innerhalb der nächsten 3 Jahre angeregt.<sup>6</sup>

Wir sind heute also an einer sehr aktuellen Fragestellung dran und zugleich an einer Fragestellung, an der sich sowohl die Zukunft von Diakonie als auch die Zukunft von Kirche und Gemeinden entscheidet.

---

<sup>3</sup> ebd.

<sup>4</sup> Kirchenamt der EKD, a. a. O., 83

<sup>5</sup> Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), Dokumentation des Zukunftskongresses der EKD, Hannover 2007, 145.

## 2. Ausdifferenzierung der Funktionssysteme: Fluch der Autopoiesis

Der Aufruf zu mehr Gemeinsamkeit zwischen Diakonie und Kirche hat häufig etwas appellhaftes und dient mehr dem guten moralischen Gefühl derer, die solche Appelle absenden, als dass sie irgend etwas verändern.

Und oft wird dabei der Satz Johann Hinrich Wicherns zitiert „Die Liebe gehört mir wie der Glaube“. Dabei wird allerdings meistens nicht gesagt, dass Wichern mit seinem Programm der Inneren Mission die vorfindliche Kirche nicht zu einer diakonischeren Kirche reformieren wollte, sondern sein Programm mit ganz neuen Strukturen startete – nicht *gegen* die Kirche, aber auch nicht unbedingt *in* der Kirche. Wichern wörtlich: „Wir verstehen unter der Inneren Mission eine geordnete Arbeit der gläubigen Gemeinde *in freien Vereinen*, und zwar diejenige Arbeit, mit welcher das Reich Gottes bezweckt wird.“<sup>7</sup> Dieses Entstehen einer neuen ausdifferenzierten Struktur lässt sich nicht nur in der Entwicklung der Inneren Mission beobachten, sondern parallel dazu auch in den als Vereinen operierenden Missionsgesellschaften. Das lässt vermuten, dass in solchen Prozessen noch andere Katalysatoren am Wirken sind als guter Wille und richtige Theologie.

Der Soziologe Niklas Luhmann hat versucht, solche Prozesse zu analysieren und sie in einer Systemtheorie zu beschreiben. Trotz seiner manchmal hermetisch scheinenden Sprache gelingt es ihm, solche Prozesse in plausibel zu machen. Deshalb ist seine Theorie auch ungemein wirksam geworden. Die erste Erkenntnis von Luhmann war es, dass gesellschaftliche Systeme nicht aus Menschen bestehen. Sie bestehen nicht ohne Menschen, aber sie sind auch keine Summe von Menschen. Systeme sind vielmehr eine Art bestimmter gesellschaftlicher Muster, die sich ganz unabhängig von den Menschen im System immer wieder ausbilden. Eine wesentliche Eigenschaft jedes System ist die Eigenschaft, seinen eigenen Fortbestand zu sichern. Dieses Phänomen nennt Luhmann *Autopoiesis*. Im Austausch mit seiner Umwelt reproduziert sich ein System permanent selbst. Nach innen differenziert sich ein System in Subsystemen aus, in sogenannte Funktionssysteme, die – wie der Name schon sagt - für das übergeordnete System eine bestimmte Funktion erfüllen. So verästelt sich z. B. ein gesellschaftliches System in immer weitere Funktionsbereiche: in das Wirtschaftssystem oder das Rechtssystem, das politische System, auch in ein religiöses System.

Solche Subsysteme teilen sich dann intern noch einmal in die Funktionen Kommunikation, Leistung und Selbstreferenz auf. So hat im religiösen System die Kirche eine kommunikative

---

<sup>6</sup> ebd.

Funktion für die Gesellschaft, die Diakonie erbringt bestimmte Leistungen für das soziale System, die Theologie reflektiert die Funktionen nach innen. Und wie gesagt: Nach dem Grundsatz der Autopoiesis erhält sich jedes System selbst. Luhmanns Systemtheorie macht die oft kaum erklärbare Eigengesetzlichkeit solcher Systeme auf einem hohen Abstraktionsniveau deutlich. Mit Luhmann, so könnte man meinen, ließe sich nun auch erklären, warum sich so viele Organisationen gegen Fusionen sträuben und warum solche Fusionen oft nicht erfolgreich sind (siehe Daimler-Chrysler), wieso Europa so unwahrscheinliche Schwierigkeiten überwinden muss. Aber darum geht es nicht. Es geht um die Ausdifferenzierung in *Funktionssysteme*. Es macht vielmehr erklärbar, warum – um bei dem Europabeispiel zu bleiben – ständig neue Kommissionen, Arbeitsgruppen, Organe und Organisationen entstehen, die einmal geboren – eben da sind und Eigengesetzlichkeiten ausbilden.

Und so auch im kirchlichen Bereich: Es wird plausibel, warum eine diakonische Initiative aus der Gemeinde, die sie einmal angestoßen hat, heraus tritt, schließlich anfängt ein gewisses Eigenleben zu führen und später oft ihre Wurzeln ganz vergisst. Umgekehrt ganz genauso. Das ganze, oft so spannungsreiche Miteinander und Gegeneinander von Diakonie und Kirche lässt sich als ein solcher Ausdifferenzierungsprozess verstehen. Ein Miteinander von Kirche und Diakonie ist dieser Theorie zufolge alles andere als erwartbar. Viel wahrscheinlicher ist es, dass das „Subsystem“ Diakonie wiederum ein „Subsubsystem“ zur spirituellen Erneuerung in der Diakonie ausbildet als dass es auf eine Kirchengemeinde zugeht. Oder ein „Subsubsystem“ für diakonische Theologie gründet als auf bestehende Fakultäten zuzugehen. Und solche Trends sind ja durchaus zu beobachten.

Diesen Prozess kann man nicht durch Formeln, wie etwa der von der „Diakonie als Lebens- und Wesensäußerung der Kirche“, noch durch gut gemeinte Appelle „man müsste doch“ stoppen. Oft ist man versucht in den beteiligten Personen die Schuld zu suchen, etwa in einem an Diakonie völlig uninteressierten Pfarrer einer Kirchengemeinde oder in einem kaufmännischen Vorstand einer Einrichtung, der überhaupt kein Verständnis für Kirche hat. Aber genau das ist ein analytischer Holzweg. Systeme bestehen nicht aus Menschen, sondern sind Muster die sich einstellen. Ganz genau wie sich etwa bei einem Bergkristall ein bestimmtes Kristallgitter immer wieder herausbildet, ganz unabhängig von den Molekülen.

Die teilweise heftigen Reaktionen auf das Impulspapier der EKD kann man durchaus als autopoietische systemerhaltende Abgrenzungsreaktionen der jeweiligen Funktionssysteme

---

<sup>7</sup> Johann Hinrich Wichern, Sämtliche Werke 4.1., 235.

interpretieren. Wenn etwa ein evangelisches Krankenhaus in einem Kirchenkreis oder einer Kirchengemeinde um Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter wirbt, dann denken Entscheidungsträger der Kirchengemeinden schnell: die wollen uns unsere Ehrenamtlichen wegnehmen. Oder wenn kirchliche Vertreter meinen, aus den Gewinnen etwa einer Diakonie-Sozialstation ein besonderes Projekt finanzieren zu wollen, dann wird auf diakonischer Seite durchaus auch gedacht: was gehen die unsere Gewinne an? Vor allem, wenn sie mit ihrem Geld nicht hinkommen!

Der erste Blick richtet sich auf das eigene Subsystem.

### **3. Die Geschichte vom 12. Kamel: Ausbruch aus der Autopoiesis**

Ich muss in solchen Auseinandersetzungen oft an eine orientalische Geschichte denken:

Ein wohlhabender Beduine hatte die Erbfolge unter seinen drei Söhnen testamentarisch geregelt. Es ging um die Aufteilung seiner Kamelherde. Der Älteste, Achmed, sollte die Hälfte des Bestandes erhalten. Für den zweiten Sohn, Ali, war ein Viertel vorgesehen. Dem Jüngsten, Benjamin, war nur ein Sechstel zugedacht. Uns mag das ungerecht vorkommen. Doch niemand der Söhne protestierte, weil der Älteste doch zuerst für die Fortführung des Geschlechtes verantwortlich war.

Nun hatte Krankheit kurz vor dem Tod des Vaters die Zahl der Kamele beträchtlich dezimiert. Als der Vater starb, waren noch 11 Kamele am Leben. Wie sollte geteilt werden?

Achmed beanspruchte unter Berufung auf das ohnehin anerkannte Vorrecht des Ältesten sogleich 6 Kamele. Aber das war mehr als die Hälfte und so kam es zum Streit und man traf sich vor dem Richter wieder.

Würde man genau teilen, stünden Achmed, dem Ältesten, genau 5,5 Kamele zu, Ali, dem Mittleren, 2,75 Kamele und Benjamin, dem Jüngsten, 1,8333 Kamele. Man hätte 2 Kamele schlachten müssen. Doch man brauchte ihre Kraft zum Tragen, ihren Dung zum Feuermachen, ihre Milch als Nahrung und ihre Wolle für die Kleidung. Tot waren sie viel weniger wert. Der Richter machte folgendes Angebot. Er sagte: „Ich gebe Euch eines meiner Kamele. Dann teilt. Und falls etwas übrig sein sollte, so gebt es mir wieder.“

Nun waren es 12 Kamele. Achmed bekam 12 Kamele geteilt durch 2 = 6 Kamele anstelle von 5,5 Kamelen. Ali bekam 3 Kamele anstelle von 2,75 Kamelen und Benjamin erhielt 2 Kamele anstelle von 1,8333 Kamelen. Jeder bekam also ein lebendiges Kamel mehr. Und 2 + 3 + 6 Kamele sind 11 Kamele – ein Kamel war übrig: man konnte es dem weisen Richter wieder zurück geben.

Wenn wir einmal von der mathematischen Spitzfindigkeit des Vaters beim Aufteilen der Herde absehen, liegt der Clou der Geschichte in folgendem: der auf sich fixierte Blick der drei Brüder lässt sie alle verlieren. Der geweitete Blick macht alle zu Gewinnern. Auf unsere Fragestellung übertragen, bedeutet das: ein System, das nur in seinen eigenen Gesetzmäßigkeiten operiert, steht in der Gefahr zu verlieren. Es verliert seine Anschlussfähigkeit, würde man in der Sprache der Systemtheorie Luhmanns sagen. Aber das kann man innerhalb des Systems nicht erkennen. Das sieht man wirklich nicht, trotz aller Anstrengungen, trotz noch soviel guten Willens. Es muss einen geben, der einem von außen die Augen öffnet. *Dass ein System unter Absehung seiner Selbsterhaltungstendenzen paradoxerweise nicht verschwindet, sondern stärker wird, das ist eine Paradoxie, die uns in Jesu Worten immer wieder begegnet:*

„Denn wer sein Leben erhalten will, der wird's verlieren; und wer sein Leben verliert um meinetwillen und um des Evangeliums willen, der wird's erhalten“ (Mk 8,35).

„Es ist niemand, der Haus oder Frau oder Brüder oder Eltern oder Kinder verlässt um des Reiches Gottes willen, der es nicht vielfach wieder empfangt in dieser Zeit und in der zukünftigen Welt das ewige Leben. (Lk 18,29).

„Trachtet zuerst nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird Euch der Rest zufallen“ (Mt 6,33).

Jesus gibt eine völlig andere Gesetzmäßigkeit zu erkennen, ein ganz anderes Kristallgitter, das im normalen Alltag meist verdeckt ist. Ob es stimmt, dass einem wirklich alles zufällt, wenn man zuerst nach dem Reich Gottes trachtet, darüber kann man lange diskutieren. Plausibilität wird zunächst die Alltagserfahrung beanspruchen, der zufolge man sich zuerst einmal um seine Angelegenheiten kümmern muss. Plausibel wird die andere Gesetzmäßigkeit erst, wenn ich sie wirklich erfahre.

#### **4. Best Practice**

Insofern kann man auch über das Miteinander von Diakonie und Kirche lange diskutieren – besser wäre es, sich auf Erfahrungen einzulassen. Von zwei Erfahrungen möchte ich Ihnen berichten:

Aus der Arbeit der Baptistengemeinde in Berlin-Schönefeld ging die Arbeit der Immanuel-Diakonie-Group hervor, u. a. ein Krankenhaus für rheumatische Erkrankungen in Berlin-Wannsee. In der Nähe des Krankenhauses wurde Anfang der 80er Jahre ein neues baptistisches Gemeindezentrum gebaut. Und irgendwann erkannte die Gemeinde (!) – nicht etwa nur einzelne Personen – ihre Berufung in der Begleitung des Krankenhauses: in Besuchsdiensten, im Aufbau von Hospizarbeit, aber auch in Gottesdiensten, in denen sich Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Krankenhauses wohl fühlen, in denen Distanz zum Glauben im eher sehr unkirchlichen Berlin überwunden wird: wachsen, reich werden durch Kooperation.

Oder ein Beispiel, in dem es genau umgekehrt lief: eine große diakonische Einrichtung geht auf eine Kirchengemeinde zu...

## **5. Funktion von Kirche und Diakonie füreinander**

Der berühmte Satz von Johann Hinrich Wichern: „Die Liebe gehört mir wie der Glaube.“ ist bereits gefallen. Der tiefe Sinn dieses Satzes ist – ganz unabhängig von den jeweiligen Organisationsformen, dass der Glaube die Liebe, das christliche Tun in der Welt, braucht. Die Rolle der Diakonie in der Kirche der Zukunft ist, Bewährungsort für Glaube zu sein. Denn hier sind wir mit allen relevanten Fragen in Kontakt: mit Krankheit, Sterben, mit Sucht, mit Einsamkeit, mit Armut und Ausgegrenztsein. Wenn etwa Mitarbeiterinnen einer Mitternachtsmission Kontakte zu Prostituierten aufbauen wollen, werden sie das nur schlecht von einem hohen moralischen Ross herunter tun können. In diakonischen Situationen zeigt sich, wie alltagstauglich der Glaube wirklich ist. Weiterhin: in der Diakonie ist der Glaube mit den wesentlichen Wissenschaften im Gespräch: Medizin, Psychologie, Soziologie und natürlich auch mit der Ökonomie. Diakonie ist so etwas wie Realitätsbezug der Kirche zur Welt. Ohne Diakonie hätte Kirche ein Relevanzproblem (das sie ja durchaus auch schon hat). Wo Menschen aus Ortsgemeinden Diakonie erfahren, wird Theologie wieder lebendig.

Ich habe bereits zu zeigen versucht, wie sehr Institutionen von Eigengesetzlichkeiten und den Funktionen, die sie erfüllen müssen, geprägt sind. Das gilt natürlich auch für die Diakonie.

So erzählte etwa eine schon lange in Bethel lebende Epilepsiepatientin in einem Interview davon, wie sie früher mal mit mehr, mal mit weniger Druck dazu bewegt wurden, den Gottesdienst zu besuchen. Als jüngere Frau habe sie damals dazu nicht immer Lust gehabt und sich nach mehr Freiheit gesehnt. Heute würde sie mal wieder gerne, so sagte sie, aber nicht so gerne allein. Deshalb habe sie ihre Betreuerin gefragt, ob sie mitkommen könne. Man antwortete ihr: „Wer allein ins Kaufhaus Ophir gehen kann, der kann auch allein in die Zionskirche!“ Und hier haben möglicherweise Ortsgemeinden eine Aufgabe an uns: uns zu zeigen, dass sich unser Auftrag für die Menschen nicht in Leistungserbringung und Professionalität erschöpft.

Hinzu kommt, dass wir in der Diakonie Menschen in sehr speziellen Lebenslagen begegnen, Lebenslagen, die sie von anderen Menschen oft ausgrenzen: wenn ich etwa an Berber oder an Sterbende oder an Überschuldete denke. Alles Situationen, die unsere Gesellschaft gern an den Rand rückt und in denen sich Menschen selbst an den Rand stellen, weil sie sich nicht mehr in die Mitte trauen.

Eine der schönsten Jesusgeschichten ist das Gleichnis vom Gastmahl, in dem ein Hausherr seinen Diener schickt, um die Armen, Kranken und Krüppel von den Feldern und Zäunen in den Festsaal zu holen, ins Zentrum zu bringen (Lk 14,15-24).

Die Rolle der Gemeinde wäre es, sich als so ein Zentrum zur Verfügung zu stellen, als Ort, an dem Menschen wieder mit „normaler“ Gesellschaft in Kontakt kommen. Eine der wesentlichen Aufgaben von Diakonie ist es für mich, Menschen von den Rändern der Gesellschaft wieder in ihre Mitte zu bringen. Wenn Kirchengemeinden für diese Aufgaben wach werden, in Diakonie Möglichkeiten ehrenamtlichen Engagements finden, wo Diakonie sich wiederum auf die Interessen von freiwillig Engagierten einlässt, da gewinnen beide ein sehr zukunftssträchtiges Profil.

Wie gesagt: in Wittenberg wurde, dass die Vernetzung von Diakonie und Gemeinde vorrangig betrieben werden soll. Ideen für Modellprojekte innerhalb der nächsten 3 Jahre sind gefragt. Und das fragt wiederum nach Ihrer Phantasie.

Der Gewinn wird sein, dass wir hinter den Ausdifferenzierungsstrukturen des Systems Gesellschaft Spuren des Reiches Gottes entdecken werden. Das möchte ich die Erfahrung einer besonderen diakonischen Spiritualität nennen. Ich meine mit diakonischer Spiritualität

jetzt nicht lediglich religiöse Formen, sondern „Teilhabe an dem Geschehen des Reiches Gottes“, wie es Arndt Hollweg vor längerer Zeit einmal beschrieben hat.<sup>8</sup>

Ich muss erzählen, um deutlich zu machen, was ich meine:

Wenn wir beispielsweise in Stetten Gottesdienst feiern, eine Musikgruppe aus Menschen mit Behinderungen spielt, das ist keine professionelle Musik im herkömmlichen Sinn, aber auch keine Musik, die man eben erträgt, weil es sich ja um „Behinderte“ handelt. Es ist etwas ganz Eigenes, etwas, das „normale“ Gottesdienstbesucher erfasst, sie in besonderer Weise rührt. Und die Musiker selbst erleben sich im Zentrum, als gebraucht, als Menschen, die genau so wie sie sind, gewollt und richtig sind. Da finde ich – vielleicht nur für Augenblicke – „Reich Gottes“.

Wir schaffen solche Augenblicke nicht aus uns, aber wir können Menschen zusammen bringen, Räume schaffen, in denen sich solche Zeichen des Reiches Gottes ereignen können, in denen der Geist Gottes ungehindert fließt. Und genau darum geht es letztlich, wenn wir nach dem Verhältnis von Diakonie und Kirche fragen.

---

<sup>8</sup> Arndt Hollweg: Trendwende in der Diakonie, PTh 73, 1984, 196 – 211, 205